(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 282 Dienstag, den 1. Dezember 1896.

Der Hunger in Indien.

Von Arthur Benecke.

(Nachdruck verboten.)

Dasselbe Land, dessen Erde drei Ernten im Jahre schenkt, dessen Bewohner sich in ihrer völligen Bedürfnißlosigkeit mit den Chinesen messen können, ist auch der Schauplatz der furchtbarsten Hungersnöthe, die die Geschichte kennt. Die indischen Hungersnöthe reichen tief in die Vergangenheit des Landes zurück und sie sind auch der englischen Herrschaft treu geblieben. Allein in den letzten Jahrzehnten der Regierung der Königin Viktoria wurde 1861 der Nordwesten, 1865 und 66 die bengalische Provinz Orissa von Hungersnöthen heimgesucht, die sich in einzelnen Theilen des Landes bis gegen 1870 fortsetzten. Dann folgte schon 1873—74 wieder die große Noth in Bengalen, die aber weit übertroffen wurde durch den furchtbaren Hunger, der 1876—78 den Süden und den Westen heimsuchte. Und schon steigt das furchtbare Gespenst wieder über dem unglücklichen Lande auf und ganz Nordindien steht vor einer Hungersnoth, die den schlimmsten gleich zu kommen droht.

Die Verhältnisse der Natur und der Charakter der Bewohner bilden die hauptsächlichen Ursachen dieser grausamen Heimsuchungen. Wenn der indische Boden Frucht geben soll, dann bedarf er nach der furchtbaren Hitze der Sommermonate vom März an jener mächtigen Regengüsse, die der Monsun bringt. Sie sind für das Land der Hindu's, was das Steigen des Nils für Aegypten, und ihr Nahen und Werden wird mit der gleichen Angst, mit dem gleichen Eifer verfolgt, wie das Steigen des heiligen Flusses Aegyptens. Gebete um Regen dringen aus allen Tempeln zum Himmel auf, Gebete um Regen senden Tausende von Pilgern in der heiligen Stadt Benares empor; bleibt er aus, so stülpt der Priester wohl das Götzenbild so lange in's Wasser, bis das Gebet erhört wird. Und geht endlich der segensreiche Schauer nieder, dann begrüßt Kanonendonner das frohe Ereigniß und der Telegraph meldet es den sehnsüchtig Harrenden im ganzen Lande.

Aber wenn er nicht kommt! . . . .

Die Erde zerbröckelt zu Staub, sie wird unter der Hitze rissig, sie verliert alle Kraft, leblos bleibt der Samen liegen, wo er hingeworfen wird. Und mit jedem Tage, da vom wolkenlosen Himmel die Sonne herabsengt, wird es sicherer, daß fruchtbare Landschaften sich in Wüsten verwandeln, daß der Reis, von dem das Leben ungezählter Millionen in Indien fast allein abhängt, ausbleiben wird, daß der Hunger in seiner schlimmsten Form vor der Thür steht.

Und dann sind die Eingeborenen wehrlos. Denn unbelehrt durch die Erfahrungen von Jahrtausenden, leben sie noch heut von den Händen in den Mund. In guten Jahren zu sparen, ist ihnen fremd. Kommt die Noth, so finden sich keine Vorräthe, so findet sich auch kein Geld. Umsonst, daß aus den Gegenden des Riesenlandes, die gute Ernten hatten, Massen von Reis zu dem Nothbezirk herangerollt werden: die Rettung fast vor Augen, sind die Eingeborenen dennoch dem Hungertode preisgegeben, weil sie nicht die Mittel besitzen, sich die Lebensmittel zu kaufen. Der stumpfe Fetischismus der indischen Rasse trägt dann seine traurigen Früchte.

Der Pinsel eines Höllen-Breughel gehörte dazu, den Zustand einer indischen Provinz zu malen, in der der Hunger wüthet. Längs der Straßen liegen entseelte Opfer der Noth. Die Gestalten, die die Straße noch beleben, sind halbnackte hohläugige Gerippe, die der Tod bald dahinraffen muß. Und doch sind die, die da wandern, die Energischeren, die wenigstens den Versuch machen, irgendwo Hilfe, Arbeit oder Almosen zu finden. Die Masse aber bleibt dumpf und stumpf an den Stätten des Elends und erwartet da den Tod. Zu Tausenden sterben sie in ihren Hütten am Hunger. Sie sind so abgestumpft, daß sie, wie ein Augenzeuge berichtet, die Hilfe nicht aufsuchen, wenn sie im selben Dorfe zu finden ist. Denen, die auf ihrer Scholle verharren, ist der Hungertod sicher. Aber auch derer, die sich auf die Wanderschaft machen, wartet in der Mehrzahl das traurige Schicksal. Im Jahre 1869 wanderten die Leute, deren Herden in dem Hunger-Distrikte von Marwen weideten, um sich zu retten, zum Theil nach Malwa, zum Theil nach Gujarat aus. Die nach Gujarat gingen, fanden das Land überschwemmt und selbst hilflos. Malwa war selbst schon vom Hunger erreicht. So mußten sie den Leidensweg zurück machen, 75 000 Menschen mit ihrem ganzen Vieh. Zu Tausenden fielen Männer, Weiber Kinder am Wege. Da sie Marwa als eine brennende Sonnenwüste fanden, so mußten sie von Neuem aufbrechen, ihr Vieh ging ein, die Cholera verfolgte sie, selbst die ihnen befreundeten Stämme wieden sie und als die Krisis vorüber war, war ½ Million von ihnen dem Tode erlegen. . . . Solche traurige Wanderzüge ganzer Stämme findet man in Hungerzeiten oft. Die Einzelnen wenden sich gern zur Hauptstadt, in der Hoffnung, hier Hilfe zu finden. Madras war 1877 überfüllt von Tausenden elender Kreaturen. In Bangalor starben die Unglücklichen massenweise auf den Straßen; ein eigener Dienst mußte organisirt werden, um die Todten fortzuschaffen; die Umgebung der Stadt aber war voll von Greueln.

Und doch sind mit dem Hunger allein die Schrecken einer solchen Periode noch nicht erschöpft. Ihm folgen die Krankheiten: Cholera und Dyssenterie raffen ungezählte Tausende hinweg. Die Preise aller Lebensmittel und Waaren steigen auf's Vier- und Fünffache, und so kommen in solchen Zeiten selbst die Wohlhabenden rettungslos an den Bettelstab. Sie müssen ihre Schmuckgeräthe, ihr Gold und Silber verkaufen; in der Münze in Bombay liefen derartige Gegenstände in den Jahren 1879 und 1880 im Werthe von 50 Millionen Mark ein, während 1878 ihr Werth nur 80 000 Mark erreicht hatte Noch Jahre nach einer großen Hungersnoth ist der Prozentsatz der Todesfälle erschreckend hoch, der der Geburten gering. Kein Wunder, daß sich in solchen Zeiten wilde Verzweiflung geltend macht und „alle Bande frommer Scheu" sich lösen. Die Kindesmorde nehmen überhand, da die verzweifelten Mütter nur so ihre Kinder vor dem Hungertode retten können. In den Flüssen werden zahlreiche Leichen von Müttern und Kindern gefunden. Mädchen werden mit Vorwissen ihrer Angehörigen geraubt. Die Viehdiebstähle nehmen einen gewaltigen Umfang an. Und „Daikiti" kommt auf — die organisirte Räuberei ganzer Banden. 1873/74 verschmähten die „Daikitis" selbst jede Vermummung und jedes Geheimniß. Unter Flintenknallen, mit brennenden Fackeln drangen sie in die Dörfer ein und plünderten die Häuser der Bemittelten aus, 1878 machte eine Bande von Daikitis unter der Führung eines Brahmanen den ganzen Westen unsicher und verbreitete, da sie, von Bekannten und Freunden im Stillen unterstützt, der Polizei unerreichbar war, bis nach Bombay Schrecken. Selbst die kaum ausgerotteten Entsetzlichkeiten des Thuggismus lebten insofern wieder auf, als sich damals die Räuber vielfach betäubender Mittel bei ihrem Handwerke bedienten. In ganzen Gegenden herrschte zeitweilig völlige Gesetzlosigkeit.

So ist es, als ob alle Furien vereint sich auf das unglückliche Land stürzen, und man begreift hiernach den geradezu riesenhaften Umfang, den die Leiden der Hungerjahre annehmen. 1861 waren 13 Millionen Menschen von der Noth betroffen, etwa eine halbe Million davon büßte ihr Leben ein, 1865 starb in Orissa etwa ein Viertel der gesammten, annähernd 4 Millionen betragenden Bevölkerung. Daß 1868 von 10 Millionen Leidenden „nur" etwa 62 000 gestorben zu sein scheinen, wurde als ein Triumph betrachtet. Am ungeheuerlichsten aber waren die Dimensionen der Hungersnoth von 1876—78, die allein in den Provinzen Bombay, Madras und Maisur etwa 160 000 (engl.) Quadratmeilen mit 30 Millionen Bewohnern heimsuchte und 5¼ Millionen das Leben gekostet hat.

Die Engländer sind gegen diese schwere Geißel nicht unthätig geblieben. Das von ihnen organisirte „relief work" besteht, abgesehen von der Austheilung von Gaben an die Bedürftigsten, hauptsächlich in der Vornahme öffentlicher Arbeiten, bei denen Tausende von Eingeborenen einen Lohn finden, der sie wenigstens gerade am Leben halten kann. So wurden in den Hungerjahren große Kanäle und Eisenbahnen gebaut. Den nothleidenden Bezirken wird Getreide zugeführt, die Grundsteuern werden erlassen oder gestundet. Die Hungersnöthe haben dem englischen Staat enorme Summen gekostet. Die von 1861 kam an Ausgaben und Ausfällen auf etwa 13 Millionen Mark zu stehen, die von 1873—74 verlangte das riesige Opfer von ca. 120 Mill. Mk. Es war aber diese auch die einzige, bei der die Maßnahmen der Regierung im Verein mit der vorzüglich organisirten privaten Wohlthätigkeit dank Lord Northbrook's humaner Gesinnung und der rastlosen Thatkraft des Finanzministers Sir Richard Tempele wirklich etwas erreichte. Damals waren Vorrath von etwa 480000 Tonnen Reis rechtzeitig zur Stelle, während man in Orissa 1865 zu spät kam. Denn als das erste Schiff mit Reis endlich den Irawadi verlassen hatte, setzten die Stürme ein und die vor Hunger sterbenden Eingeborenen sahen vom Strande aus das Getreideschiff vergeblich mit den Wellen um Zugang zur Küste kämpfen. Von der musterhaften Organisation Lord Northbrooke's ging man leider 1876—78 wieder ab: man hatte sie „zu theuer" gefunden. Der Finanzminister verlangte, es solle billig gearbeitet werden, und so kostete diese Hungersnoth allerdings viel weniger an Geld, um so mehr aber an Menschenleben.

Auch in diesem Jahre setzen alle Zeichen der schlimmsten Jahre ein. Die zu Eisen verhärtete Erde verweigert in weiten Distrikten jede Frucht. Schon erhebt der Mord sein finsteres Haupt, die Pest rafft die geschwächten Bewohner dahin. Wieder greift die Regierung zu dem überlieferten Systeme: insoweit nicht die Oeffnung der Kanäle noch einen Theil des Landes retten kann, muß durch Beschäftigung der Kräftigeren, Ernährung der Hilflosen, Rath geschafft werden. Soll dies System etwas fruchten, so muß es mit gewaltigen Mitteln ins Werk gesetzt werden und seine Organisation bis ins kleinste Dorf ausdehnen, wo die still verhungernden Hindu's aufgesucht und genährt werden müssen. Eine dauernde Hilfe

Die Brüder.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung aus dem ersten Blatt.)

„In der That, ein Arcanum von zauberhafter Wirkung!" versicherte er. „Ich fühle mich schon wieder ganz frisch. Wenn ich meinen Denkmalsentwurf nun doch glücklich vollende, habe ich es einzig Ihrer Kur zu verdanken."

„Wenn Sie ihn vollenden? — Fürchten Sie denn, daß er nicht rechtzeitig fertig werden könnte?"

„Es ist mir in den letzten Wochen nicht mehr so gut von der Hand gegangen wie im Anfang. Und neuerdings ist mir's zuweilen, als sollte ich überhaupt lieber von der Mitbewerbung abstehen — als ginge die Aufgabe über meine Kraft."

Mit großer Lebhaftigkeit wandte Margarethe ihm ihr reizendes Gesichtchen zu.

„Nein, das dürfen Sie nicht — eine solche Anwandlung von Kleinmuth müssen Sie mit aller Entschiedenheit bekämpfen. Die Zeichnung, die Sie mich von Ihrem Entwurf sehen ließen, war so wunderschön. Es wäre meiner Ueberzeugung nach eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn Sie nicht den ersten Preis erhielten."

Eggestorf sah still vor sich nieder. Die brennend rothen Flecken auf seinem Gesicht waren schon wieder einer fahlen Blässe gewichen.

„Damals hegte ich selber einige Hoffnung, daß mir das große Werk gelingen würde," sagte er nach einer Weile, „aber je weiter die Ausführung fortschreitet, desto geringer wird mein Vertrauen in die eigene Kunst. Nun, in längstens vierzehn Tagen muß ich ja fertig sein. Dann sollen Sie den Entwurf sehen, und von Ihrem Urtheil will ich es abhängig machen, ob ich ihn zur Konkurrenz einsende oder vernichte."

„Vernichten? Welch' ein ungeheuerlicher Gedanke! Nein, Sie müssen mir feierlich versprechen, daß Sie ihn einschicken werden, und Sie müssen es gleich jetzt thun, denn ich weiß ja gar nicht, ob ich in vierzehn Tagen noch hier sein werde."

Er erhob den Kopf, und die tiefste Bestürzung malte sich in seinen Zügen.

„Was sagen Sie, Fräulein Margarethe? — Verlangt es Sie so sehr danach, die Stadt zu verlassen?"

„Auf mein Wünschen und Verlangen kommt es dabei leider sehr wenig an. Ich werde mich gewiß nur schwer von der Stätte trennen, wo ich mit meinem geliebten Vater so glückliche Jahre verlebt habe. Aber es muß sein. Die Aussichten, daß ich hier eine geeignete Stellung finden werde, sind nach dem Mißerfolg meiner bisherigen Bemühungen nur noch verschwindend gering."

„Und Sie beharren auf dem Vorsatz, eine solche Stellung zu suchen? — Sie wollen sich Ihrer Freiheit entäußern, sich von den Launen fremder Menschen abhängig machen?"

Eine schmerzliche Aufregung klang aus seinen Worten; Margarethe aber sah erstaunt zu ihm auf.

„Ja, was bleibt mir denn Anderes übrig? — Selbst wenn meine Mittel es mir gestatteten, könnte ich doch nicht daran denken, dauernd ein Leben unfruchtbaren Müßigganges zu führen. Und wird mir die Abhängigkeit, von der Sie sprechen, nicht gleichzeitig auch den Schutz gewähren, dessen ein alleinstehendes Mädchen nur zu sehr bedarf? Ich habe in der kurzen Zeit seit meines Vaters Tode nach dieser Richtung hin schon gar manche üble Erfahrung machen müssen."

„Wie? — Man hat es gewagt, Sie zu kränken? — Und davon haben Sie mir nichts gesagt?"

„Seien Sie mir darum nicht böse! Es giebt Dinge, die ein Mädchen selbst dem aufrichtigsten Freunde nicht anvertrauen kann — ja, vielleicht ihm am wenigsten. Da, wo es mir erlaubt ist, männlichen Beistand anzunehmen, werden Sie gewiß immer der Erste und der Einzige sein, von dem ich ihn erbitte."

Sie hatte es im herzlichsten Tone gesprochen, und nach einem kleinen Schweigen sagte Hermann Eggestorf in seiner früheren, ruhig-ernsten Weise:

„Sie mögen wohl recht haben, Fräulein Margarethe, solchen Schutz zu suchen. Ich hatte Ihre Lage nicht genügend bedacht. Eins aber müssen Sie mir doch versprechen, vorausgesetzt, daß Sie diese Einmischung in Ihre Angelegenheiten nicht für eine Zudringlichkeit ansehen."

„Gewiß, Herr Eggestorf! Ich verspreche Ihnen im Vorhinein Alles, was Sie von mir verlangen."

„Sie dürfen keine Stellung annehmen, ohne daß ich zuvor Gelegenheit gehabt hätte, mich über die Personen und die Verhältnisse, die dabei in Betracht kommen, zu unterrichten. Es würde eine Quelle beständiger Angst und Unruhe für mich sein, wenn ich fürchten müßte, sie seien in eine Ihrer unwürdige Umgebung gerathen. Aus den selbstsüchtigsten Beweggründen bitte ich Sie, mir auch noch diesen neuen Beweis Ihres Vertrauens zu geben."

In aufrichtiger Rührung streckte ihm Margarethe über den Tisch hinweg ihre Hand entgegen.

„Wie gut Sie sind! Zuletzt werden Sie mich noch glauben machen, daß ich Ihnen mit der Erlaubniß, sich für mich zu opfern, eine besondere Gnade erwiesen hätte. Wäre es nicht die abscheulichste Undankbarkeit, wenn ich einen irgendwie bedeutsamen Entschluß über meine Zukunft fassen wollte, ohne mich zuvor Ihres Einverständnisses zu versichern?"

Eggestorf hatte die dargebotene Hand genommen und umschloß sie ein paar Sekunden lang mit festem Druck. Zu ihrer neuen Bestürzung fühlte Margarethe, wie fieberheiß seine Finger waren und wie ungestüm das Blut in ihnen pulsirte.

„Sie sind krank," fuhr sie ängstlich fort, noch ehe er ihr hatte antworten können, „mein vermeintliches Heilmittel hat Ihnen vielleicht mehr geschadet als genutzt. Wollen Sie nicht doch lieber einen Arzt befragen, wenn es auch nur zu meiner Beruhigung wäre?"

Er liebte es offenbar nicht, seine eigene Person zum Gegenstand der Unterhaltung gemacht zu sehen, denn er hatte sich bei ihren letzten Worten beinahe hastig erhoben.

„So glauben Sie mir doch, Fräulein Margarethe, daß es mit meiner Unpäßlichkeit durchaus nichts auf sich hat. Ich selber hatte sie fast schon vergessen. Aber ich darf Ihnen wohl nicht länger zur Last fallen, und daheim erwartet mich ja auch die Arbeit. Ich habe also Ihr Wort, daß Sie nichts unternehmen werden, ohne mich zuvor in Kenntniß zu setzen?"

„Gewiß? Ich verspreche es feierlich. Und noch einmal tausend Dank für alle Ihre Güte!"

Er griff schnell nach seinem Hute und ging zur Thür. Auf der Schwelle aber blieb er noch einmal zaudernd stehen.

„Ich weiß nicht, ob ich davon sprechen darf, ohne Ihnen wehe zu thun — aber da ich fürchte, daß man Sie von anderer Seite darauf aufmerksam machen könnte — — haben Sie die Notiz in der heutigen Morgenzeitung schon gelesen?"

(Fortsetzung folgt.)

gegen die indischen Hungersnöthe aber wäre nur denkbar, wenn die Engländer es verständen, die Eingeborenen zu größere, Weitsicht, Energie und Selbstständigkeit in ihrem Handeln überhaupt und in ihrem wirthschaftlichen Gebahren speziell zu erziehen

Vom Büchertisch.

„Die Königin Luise" in 50 Bildern für Jung und Alt von C. Röchling, R. Knötel und W. Friedrich. Verlag von Paul Kittel in Berlin SW. 47. Ganz-Kaliko-Ausgabe 6 Mk., mit Goldschnitt 8 M. Große Luxus-Ausgabe 50 Mk., Volks-Ausgabe in Pappband 3 Mk. Zu dem schnell volksthümlich gewordenen Bilderbuche „Der alte Fritz", das im vorigen Jahre in allen patriotischen Familien mit Begeisterung aufgenommen worden ist, hat sich in diesem Jahre ein würdiges Seitenstück „Die Königin Luise in 50 Bildern" bei gleich vornehmer Ausstattung und gleich wohlfeilem Preise gesellt. Die Königin Luise lebt im Herzen des deutschen Volkes in unauslöschlicher Erinnerung fort, als der Schutzengel Preußens, als das verklärte Sinnbild der guten Sache, für die unsere Ahnen 1813 bis 1815 in den Tod gingen,u nd als die Mutter des großen Kaisers, der die ihr von dem Korsen angethane Schmach an dem Neffen gerächt hat. In diesen in prächtigem Aquarelldruck ausgeführten Bildern begleiten wir die Königin von ihrer Jugend an durch die glücklichen Tage, wo sie als Kronprinzessin an der Seite Friedrich Wilhelms III. dem deutschen Familienleben ein Vorbild wurde, in ihr stilles, segensreiches Wirken als Landesmutter, bis in jene schwere Zeit, wo sie, flüchtend vor dem fremden Eroberer, die Ostgrenze des deutschen Reiches aufsuchen mußte. Dann zeichnen uns die Künstler mit ergreifender Wahrheit die schweren Drangsale des Vaterlandes, aber auch jene erhebenden Beispiele echtpreußischer Tapferkeit, welche in den Annalen der Geschichte und des deutschen Heeres unverwelkliche Ruhmesblätter bilden. Seine Majestät der Kaiser und König geruhten das erste fertige Exemplar gnädig entgegen zu nehmen. — Bemerkt sei nochmals, daß das Buch von der Königin Luise in drei Ausgaben erscheint, deren billigste die Verbreitung in weitesten Kreisen des Volkes ermöglicht.

Eine Revue über die Hülfstruppen der Polizei bietet gerade jetzt ein besonderes Interesse, da von verschiedenen Seiten Klagen gegen die kriminalpolizeilichen Einrichtungen der Reichshauptstadt laut werden. Diese Revue hält ein ehemaliger Polizeioffizier in dem soeben ausgegebenen Heft 10 der großen illustrirten Familienzeitschrift „Für alle Welt" (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Berlin W. Preis des Vierzehntagsheftes 40 Pf.) in einem Artikel „Vigilanten und Polizeiagenten" ab. In demselben Hefte beginnt ein hochspannender Roman von Ludwig Habicht. „Unter fremder Schuld." Aus dem reichen Bilderschmuck sind die künstlerisch vollendeten Holzschnittproduktionen der Gemälde „Abgefaßt" von A. Dumini, „Auf Leben und Tod" von Wilh. Kuhnert, „Für Mutters Genesung" von J. V. Carstens, „Die Ueberraschung" von G. Chierici, „Wolfsjagd in Wolhynien" von Taddäus Rytkowsky und verschiedene Illustrationen von aktuellem Interesse. Das Heft ist so vielseitig und reichhaltig, daß es jeden Geschmack zu befriedigen vermag.

Die ersten fünf Lieferungen der neuen Folge von W. Heimburgs Gesammelten Romanen und Novellen (Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig) liegen vor. Sie enthalten den größten Theil des Romans „Mamsell Unnütz", eine neue Variante auf das beliebte Aschenbrödelthema, aber feinsinnig und spannend durchgeführt. Die Illustrationen von W. Claudius werden der Gestaltenzeichnung der Dichterinnen vollkommen gerecht. — Die Folge von W. Heimburgs Illustrirten Romanen erscheint vollständig in 35 Lieferungen zu 40 Pfennig, alle vierzehn Tage eine Lieferung. Die erste Lieferung senden auf Wunsch die meisten Buchhandlungen zur Ansicht.

Mit der Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, jener wunden Stelle am Körper Italiens, deren Gifthauch so viele Menschenleben dahinrafft, soll demnächst Ernst gemacht werden. Die Idee, diese Fiebergegend, die heute als Weidetrift kaum Tausende trägt, aber einst ein fruchtbares Land mit blühenden Städten war, wieder urbar zu machen, ist freilich nicht neu: seit der Zeit der Päpste hat eine Reihe unternehmender Geister, so insbesondere Pius VI., solche Projekte geschmiedet; theils war es der Mangel an technischen Hilfsmitteln, theils der engherzige Widerstand der Latifuntendienbesitzer, an dem sie alle scheiterten. Und mit dem letzteren wird auch das neueste der römischen Regierung vorliegende Projekt zu rechnen haben, das einen deutschen Offizier, Major von Donat (Kassel), zum Urheber hat. Poeten und Maler werden das Verschwinden eines Gebiets voll bestrickender Romantik zu beklagen haben. Einige berühmte Bilder der pontinischen Sümpfe des spanischen Malers Enrique Serra, die Dr. Hans Barth in Rom mit einem trefflichen Aufsatz begleitet, bringt das eben erschienene 6. Heft der illustrirten Halbmonatsschrift „Vom Fels zum Meer" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), die litterarisch und technisch einen ersten Platz unter den modernen Zeitschriften einnimmt.

Eine hübsche Geschichte aus der Zeit Alfons' XII., des Vaters des gegenwärtigen kleinen Königs von Spanien, erzählt das bekannte Familienblatt „Das Buch für Alle". — Der König trug nie Handschuhe, und seinem Beispiele folgte nothgedrungen seine ganze Umgebung. Selbst bei Ertheilung feierlicher Audienzen paradirte Alfons XII. mit unbekleideten Händen. Um so mehr erstaunte eines Tages ein Besucher eines hochgestellten Ministerialbeamten, bei diesem ein Abbild des Königs in Lebensgröße vorzufinden, auf welchem Alfons auf der rechten Hand einen weißen Handschuh trug, während er in der linken den anderen hielt. Der Fremde konnte nicht umhin, den Beamten über diesen auffälligen, den sonstigen Gewohnheitten des Königs widersprechenden Umstand zu befragen. — „Die Erklärung ist einfacher, als Sie vielleicht denken", antwortete der Gastfreund. „Als Amadeus die Regierug antrat, ließ er für sämmtliche Ressorts der Ministerien sein Porträt anfertigen. Die Leinwand war noch nicht trocken, als ihm bereits in der Person Alfon's XII. ein Nachfolger entstand. Aus Gründen der Sparsamkeit nun wurde mit Hilfe des Pinsels aus dem Kopfe des früheren Herrschers derjenige von Alfons geformt. Der unglückliche Maler aber vergaß, auch die Hände zu übermalen; daher trägt der König heute noch auf dem Bilde das, wogegen er im Leben einen unüberwindlichen Widerwillen empfand — Handschuhe!"

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Frank in Thorn.

Die beiden wichtigsten Phosphorsäure-dünger von heutzutage.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß zu allen Kulturpflanzen, wenn Maximalernten erzielt werden sollen, die Düngung mit Phosphorsäure stattfinden muß, denn nach einem feststehenden Naturgesetz bestimmt der im Minimum im Boden vorhandene Nährstoff die Höhe des Ertrages. Dieses, vom Schöpfer der neuen Agriculturchemie, Liebig, zuerst ausgesprochene Gesetz ist das Grundgesetz für die Pflanzenkultur.

Unter den mineralischen Nährstoffen ist es nun unzweifelhaft die Phosphorsäure, die im Boden in geringster Menge und dazu in einer den Pflanzen nur schwer zugänglichen Form vertreten ist. Da sie außerdem in den Wirthschaftsprodukten in erheblicher Weise ausgeführt wird, so muß auf ihre regelmäßige Zufuhr stets und überall Bedacht genommen werden. Erleichtert wird uns die ausgedehnte Verwendung der Phosphorsäure durch den außergewöhnlich billigen Preis derselben, wodurch es uns nahegelegt wird, nicht blos an den einfachen Ersatz, sondern auch an die Bereicherung des Kulturbodens mit Phosphorsäure zu denken.

Die vornehmlich in Betracht kommenden phosphorsäurereichen Düngemittel sind Thomasschlackenmehl und Superphosphat. Diese Düngemittel enthalten die Phosphorsäure in verschiedener Form, und wenn sie in ihrer Wirkung auch übereinstimmen, so ist es für den Landwirth doch wichtig, den zwischen den beiden bestehenden Unterschied kennen zu lernen.

Im Thomasschlackenmehl kommt die Phosphorsäure in einer eigenthümlichen Doppelverbindung mit der Kieselsäure vor, und ist in Folge dessen weit leichter zersetzbar, als dies bei der einfachen Verbindung mit dem Kalke der Fall ist. Jene Doppelverbindung ist zwar nicht direkt in reinem Wasser löslich, doch in so wirksamer Form vorhanden, daß wir sie mit allem Rechte als bodenlöslich bezeichnen, d. h. sie wird von den im Boden wirkenden Agentien gelöst und dadurch über einen größeren Raum der Ackerkrume vertheilt. Dieser gleichmäßigeren Verbreitung suchen die Thomasmehl-Fabrikanten nach Möglichkeit vorzuarbeiten, indem sie ein ganz staubfeines Mehl herstellen. Die Vortheile dieses Verfahrens leuchten uns sofort ein, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die im Boden sich verbreitenden Pflanzenwurzeln aus sich selbst Mittel besitzen, um die Phosphorsäureverbindungen zu lösen. Die Mittel bestehen in den Wurzelausscheidungen, welche neben Kohlensäure auch organische Säuren enthalten, wodurch die Wurzeln die nicht wasserlöslichen Phosphate aufzuschließen, d. h. löslich zu machen vermögen. Je vollkommener die Vertheilung der phosphorsäurereichen Düngemittel stattgefunden hat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Pflanzenwurzeln überall im Boden Phosphorsäure antreffen und sich zu nutze machen.

Professor Dr. Wagner-Darmstadt hat nun gefunden, daß man den Vorgang des Löslichwerdens im Boden, wobei Humussäure, Kohlensäure, Salpetersäure, Ammoniakalze 2c neben der Wurzelthätigkeit der Pflanze wirksam sind, im Laboratorium nachahmen kann. Hierzu verwendet man eine schwachsaure Lösung von citronensaurem Ammoniak. Den Theil der Phosphorsäure welcher von dieser Flüssigkeit aufgelöst wird, bezeichnet man als. citratlöslich, so daß also citratlöslich und boenlöslich sich decken. Beide Ausdrücke aber besagen nichts anderes, als daß die Phosphorsäure sich in so leicht löslicher Form bendet, daß, wenn die Pflanzenwurzeln sie im Boden antreffen, sievon ihnen gelöst und aufgenommen wird.

Wenn wir nun fragen, wie sich die Thomasmehl-Phosphorsäure unterscheidet, so ist zunächst festzustellen, daß letztere im Wasser löslich ist, also von der Bodenfeuchtigkeit sofort gelöst und ganz gleichmäßig im Boden vertheilt wird. Bei dieser Vertheilung aber trifft die Phosphorsäure auf Kalk, der sich in allen Böden findet, dann auch auf Eisen und Thonerde, und wird dabei aus der wasserlöslichen Form wieder in Verbindungen übergeführt, die im Wasser unlöslich sind. Das Aufschließen eines phosphorsäurehaltigen Düngemittels hat also nicht den Zweck, die Phosphorsäure den Pflanzen direkt in löslicher Form zuzuführen, sondern es soll hierdurch nur eine möglichst gleichmäßige Vertheilung derselben im Boden bewirkt werden, wobei die Phosphorsäure ihre wasserlösliche Form wieder einbüßt.

Theoretisch also ist die citratlösliche Phosphorsäure des Thomasmehls der wasserlöslichen der Superphosphate gleichwerthig, wie dies von einer großen Zahl von Forschern, wie Grandeau, Märcker, Wagner u. a. seit längerer Zeit anerkannt wird; praktisch aber stellen wir die citratlösliche Phosphorsäure des Thomasschlackenmehles wegen ihrer ausgezeichneten Nachwirkung höher als die wasserlösliche Phosphorsäure der Superphosphate, deren Wirksamkeit im Boden allmählich erlischt. Dieser Umstand hat schon längst dazu geführt, daß man in manchen Ländern, wie in Frankreich, Belgien, Amerika u. a den Werth der phosphorsäurehaltigen Düngemittel nur nach ihrer Citratlöslichkeit bestimmt hat.

Neben der rasch wirkenden citratlöslichen Phosphorsäure erhält man im Thomasmehl noch etwas schwerr lösliche, die indessen allmählich gleichfalls zur Wirkung kmmt, ein Umstand, der namentlich bei perennirenden Pflanzen vo Vortheil ist.

Eine weitere günstige Wirkung kommt em hohen Kalkgehalte (40–50 Prozent) in der Thomasschlack zu, wodurch sich deren Werth besonders auf kalkarmen Bodenrten ganz erheblich erhöht.

Alles in Allem genommen, haben wir i der Thomasschlacke ein ganz vorzügliches Düngemittel, welches den Pflanzen schnell assimilirbare Phosphorsäure bietet und vermöge ihrer gleichmäßig nachhaltigen Wirkung eine vollkommene Entwickelung der Pflanzen und dabei höhere Erträge verbürgt, als sievon anderen phosphorsäurehaltigen Düngemitteln erwartet weren dürfen.

Wir fassen das Ergebniß unserer Unterschung zusammen:

1. Die durch Thomasschlackenmehl bewirte Ertragsteigerung kommt der durch Superphosphat hervorgebrchten gleich in den besseren Lehm- und Thonböden, sie ist beächtlich höher in schweren kalkarmen Thonböden, dann vor llem in sandigen, anmoorigen und moorigen Bodenarten, auf Wiesen 2c.

2. Wir erzielen mit Thomasschlackenmehldurchweg die gleiche erstjährige, in manchen Lagen sogar die größere erstjährige Wirkung, und in allen Fällen die bessere Nawirkung, als mit Superphosphat.

3. Die citratlösliche Phosphorsäure des Thomasmehles ist billiger als die wasserlösliche Phosphorsäure des Superphosphats, sodaß der Landwirth für dasselbe Geld mehr an Phosphorsäure erwerben, also eine beträchtlichere Phosphorsurezufuhr bewerkstelligen und seinen Boden zu größerer Fruchtbarkeit bringen kann.

4. Der rechnende Landwirth hat daher alle Veranlassung, dem billigen Thomasmehl den Vorzug vor den theureren Superphosphaten zu geben.

Bekanntmachung.

Die Besoldungsordnung für die Lehrer und Lehrerinnen an den vier Volksschulen zu Mocker vom 18. Februar 1895 lautet wie folgt:

Für die Lehrer und Lehrerinnen an den Volksschulen zu Mocker wird folgende Besoldungs-Ordnung festgestellt:

1. Das Grundgehalt beträgt für Lehrer 900 Mk. und für Lehrerinnen 750 Mk. Es steigt für Lehrer nach einer Dienstzeit von vollendeten 3 Jahren um 100 Mk.

5 Jahren	um	weitere	100	Mk.
8	„	„	100	„
10	„	„	100	„
15	„	„	200	„
20	„	„	200	„
25	„	„	200	„
30	„	„	100	„

so daß das Höchstgehalt 2000 Mark beträgt.

Für Lehrerinnen nach einer Dienstzeit von vollendeten 3 Jahren um 70 Mk.

5 Jahren	um	weitere	70	Mk.
10	„	„	70	„
15	„	„	140	„
20	„	„	140	„
25	„	„	140	„
30	„	„	140	„

so daß das Höchstgehalt 1520 Mark beträgt.

2. Das Dienstalter wird nach Maßgabe der gesammten im preußischen öffentlichen Schuldienste zugebrachten Dienstzeit berechnet.

Die Hauptlehrer erhalten außer dem ihrem Dienstalter entsprechenden Gehalte eine pensionsfähige Funktionszulage von 300 Mk. jährlich. Die 3 dem Dienstalter nach ältesten Hauptlehrer erhalten neben ihrem baaren Diensteinkommen je eine der vorhandenen Dienstwohnungen zur Nutzung während ihrer Amtszeit zugewiesen, ohne indes auf die Beibehaltung der ihnen zugewiesenen Wohnung einen rechtlichen Anspruch zu haben, vielmehr müssen sie sich, soweit dies das dienstliche Interesse erfordert, die Zuweisung einer anderen Wohnung oder die Zahlung einer Miethsentschädigung von 300 Mk. gefallen lassen.

So lange die Lehrer und Lehrerinnen noch nicht endgültig angestellt sind, erhalten die Lehrer als Höchstgehalt nur ein jährliches Einkommen von 1000 Mk. und die Lehrerinnen von 820 Mk. Nach endgültiger Anstellung steht jedoch den Lehrern und Lehrerinnen dasjenige Einkommen zu, das ihnen auf Grund ihrer gesammten Dienstzeit gebührt. Der Werth der gewährten Wohnung gilt als pensionsfähiges Diensteinkommen.

Dieser Gemeindebeschluß tritt von dem 1. April 1894 ab in Kraft. Derselbe ist von Schulaufsichtswegen unterm 9. März 1895 von der Königlichen Regierung bestätigt. (5093)

Mocker, den 17. April 1895.

Der Gemeinde-Vorstand.
Hellmich.

Bekanntmachung.

In Gemäßheit der ministeriellen Anweisung vom 10. Juni 1892 — betreffend die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe — wird für alle Zweige des Handelsgewerbes hierselbst die Ausübung des Gewerbebetriebes an den letzten 4 Sonntagen vor Weihnachten d. Js. in der Weise gestattet, daß der Geschäftsverkehr an diesen Tagen in den Stunden von 7 bis 9, 11 Vormittags bis 2 Uhr und von 4 bis 6 Uhr Nachmittags stattfinden darf. 5108

Podgorz, den 27. November 1896.

Die Polizei-Verwaltung.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.